

An die Verlassene.

Von Franz S. S.
Hat dich dein Liebster verlassen,
Du stolze Mädchen,
Dann flieh nicht auf den Gassen
Und weh' eine Träne dein.

Die Frau des Fliegers.

Von H. Geffert-Minger.
„Und mach' dir nicht viel Umstände mit dem Mittag morgen,
Trübsen, Du weicht, ich bin mit
dem zufrieden.“ sagte Alfred, sein
Weichen zum Abschied noch einmal
küssend. „Hauptsache, daß ich heil
und ganz wieder lande.“
„Wirklich schon?“ lachte die hübsche
blonde Frau, „Antraut vergeht
nicht.“
„Na warte, dafür fixiere ich dich
mit tausend Küßen, wenn ich wieder-
komme. Und wenn nicht —“
„Mir ist nicht bange.“
„Nun, wollen's gelten lassen, auf
Wiedersehen, denn — so Gott will.“
Frau Gertrud lehnte sich weit aus
dem Fenster und sah ihrem Manne
nach. An der nächsten Straßenecke
wandte er sich noch einmal grüßend
um. Dann war seine schlante, schne-
lige Gestalt verschwunden.
Gertrud blieb noch eine Weile am
offenen Fenster. Es war ein fest-
sam helber Vorfrühlingstag, sechs
Uhr abends, und der Himmel tief-
blau. Sonnengold lag auf allen Dä-
chern. Um den Kirchthurm herum,
den man von hier aus sehen konnte,
flogen die Tauben in grazioser
Spiel.
Gertrud sah ihnen lächelnd zu.
Doch höher hinauf, als sie sich wa-
gen, ging ihres Mannes Flug. Ein
kleiner Segler wollte sich aus ihrer
Reichs herausheben, doch rasch unter-
drückte sie ihn.
Als sie vom Fenster zurücktreten
wollte, bemerkte sie eine schaum-
perle grauschwarze Wolke schräg
über dem Kirchthurm, sie segelte den
Westen, der sinkenden Sonne ent-
gegen, und ihre Ränder leuchteten im
dunkelsten Purpur.
Gertrud war nachdenklich ge-
worden, prüfend schaute sie mit ihren
schönen blauen Augen dem einsamen
Segler nach, bis er verschwunden
war und der Himmel wieder in wol-
lenlosem Blau strahlte. Von den
Tauben war jetzt nichts mehr zu se-
hen.
Gertrud ging ihren Haus-Nischen
nach. Sie war eine tapfere Frau
und hatte sich bereits daran gewöhnt,
den Gatten in Gefahr zu wissen.
Trübe, beängstigende Gedanken ließ
sie erst gar nicht aufkommen. Sie
malte sich schon jetzt das Wiedersehen
aus. Dabei lachten ihre roten Lip-
pen selbstvergessen. Alfred konnte so
ungefährlich, so ganz unverwundlich zü-
cklich sein. Ihr Gesicht es so. Sie wußte
nicht, daß er sie aus tiefstem Herzens-
grunde liebte, und das machte sie
glücklich und froh.
In den ersten Monaten ihrer
Ehe hatten sie manches Ungemach zu
erdulden gehabt. Alfreds Aeroplan
erlitt mehrfache Havarien, dadurch
war ihr Mann oft gehemmt gewesen.
Heute aber wollte er sich an einer
großen Sache beteiligen, es galt ei-
nen Flug in die Provinz. Dem
Sieger winkte ein hoher Preis.
Um diese Stunde — es war jetzt
acht Uhr — starteten die kühnen
Piloten der Flotte, morgen Mittag um
zwölf konnte Alfred wieder daheim
sein.
„Diesmal lasse ich nicht locker“,
hatte er behauptet, „du wirst sehen,
daß ich die den Hausen Gold bringe.“
Nun hab's im Gefäß, ich sehe es
durch.“
Ihre Antwort war nicht sehr er-
mutigend gewesen. „Das hast du
schon oft gesagt. Wer soll darauf
noch was geben? Bring nur dein
Luftschiff wieder heil in den Schup-
pen, dann ist's schon gut.“
Daran machte Gertrud denken, als
sie vor dem Schlafengehen ihr rei-
ches blondes Haar focht. Sie war
doch manchmal recht heftig, fast un-
ferndlich gegen ihren Mann. Das
tat ihr jetzt bezlich leid.
Mit einem Seufzer auf den Lippen
für den fernem Gatten schloß Ger-
trud ein. Im Traum sah sie die
dunkle, purpurumfäumte Wolke, die
selbe wach und bebte sich immer
weiter aus.
Der Morgen graute, als Gertrud
erwachte. Entsetzt richtete sie sich im
Bette auf. In demselben Moment
blenkte ein furchtbarer, Blitz ihre
Augen, ein Donnerknall klang.
Draußen härmte der Regen, raste
ein Unwetter.

unheimliches Bild bot sich ihren
Blick.
Müchtige, grauschwarze Massen
jagten, vom Sturm getrieben, vor-
über. Tropfen, fast so groß wie Ha-
gelkörner, schlugen unablässig gegen
die Scheiben.
Ein greller Blitz, der alles rings-
um taghell erleuchtete, trieb Gertrud
in die Tiefe des Zimmers zurück.
Sie sank halb ohnmächtig auf ei-
nen Stuhl, ihre irrenden Gedanken
suchten die Stelle, den Ort, wo ihr
Mann sich jetzt befinden konnte.
Es war noch nicht fünf Uhr mor-
gens. Er konnte noch nicht am Ziel
sein. „O großer Gott, beschütze ihn“,
entlang es sich ihren blaffen Lippen,
doch ihr war, als könnten die Wor-
te keine Wirkung haben, als seien
sie leerer Schall.
Nach einer Weile litt es sie nicht
mehr auf ihrem Plage, sie begann,
auf und ab zu schreiten, mit abwe-
sendem Blick in die unauffaltfam
flirrenden Fluten schauend, rastlos
erwagend, ob das Wetter schnell
oder langsam heraufgezogen, ob es
Alfred möglich gewesen, sich recht-
zeitig in Sicherheit zu bringen,
oder —
Nein, nein, den schrecklichen Gedan-
ken an Tod und Verderben wollte
sie nicht weiterdenken.
Und doch — und doch — mußte
sie nicht mit der Möglichkeit rechnen,
daß sie Alfred niemals wiedersehen
würde, daß er ein Opfer der Ele-
mente geworden —?
Und wieder löste sich von ihren
Lippen die scheue Bitte um Hilfe und
Rettung für den geliebten Mann zum
Himmel empor.
Eine halbe Stunde war vergan-
gen. Das Wetter raste mit unerm-
inderter Gewalt.
Immer mehr sank Gertrud in sich
zusammen. Und neben der heißen
Angst flürmte die Frage auf sie ein,
ob sie auch immer gut gegen Alfred
gewesen, ihm ihre Liebe so, wie er
es verdiente, bewiesen habe.
Ach, da konnte sie gar nicht gut
bestehen. Sie verlegte ihren Mann
oft durch ein rasches Wort, ließ ihm
nicht immer sein Recht zuteil werden.
Sie legte einen kleinen Teil vom
Wirtschaftsgeld für ihre eigenen Be-
dürfnisse zurück, setzte dem Gatten
häufig einmal ein mehr als einfaches
Gericht vor und kaufte für das er-
wünschte Geld Haarspangen, Kleid-
same Krüge, ja sogar zu einem es-
ten Tagalut mit einer teuren Blum-
mentarte hatte es zugereicht. Alfred
war in diesen Dingen harmlos wie
ein Kind und zweifelte an der Be-
hauptung, daß der Hut acht Mark
gelostete habe, mit keinem Gedanken.
Das alles fiel ihr jetzt schwer auf
das Herz. Sie fühlte sich so schuldig
ihm gegenüber, so lieblos und un-
dankbar.
Und er war immer bereit, alles,
was sie sprach und tat, auf Treu und
Glauben gutzuheißen.
Auch jetzt wieder hatte sie sich
heimlich zehn Mark gespart, und
war für den eigenen Bedarf, trotz-
dem Alfred demnächst größere Zah-
lungen zu leisten hatte.
Ach, wenn es ihr doch vergönnt
wäre, wieder gutzumachen, ach —
Ihre Züge belebten sich wieder,
doch Donner und Blitz ließen keine
Hoffnung aufkommen.
Sie begann bitterlich zu weinen.
Und je mehr es dräuhen flürmte, um
so wieder wurde ihr Herz, um so
hingebender ihr Sinn.
„Wenn Alfred wiederkehrt, schen-
ke ich ihm die zehn Mark“, dachte
sie ostermütig, „er raucht so gern
eine gute Zigarre und muß sich mei-
nerwegen alles, alles versagen.“
Sie malte sich sein strahlendes Ge-
sicht aus, wenn sie ihm das Gold-
stück in die Hand drücken würde.
Ja — wenn er wiederkam.
Ein Donnerknall, der die ganze
Wohnung erzittern ließ, unterbrach
ihren Gedankengang.
Sie wollte nach dem Sofa, wo sie
halb ohnmächtig zusammensank.
Alfidenartig tauchte ein schreckliches
Bild vor ihr auf.
Sie sah den Aeroplan sinken, stür-
zen, haltlos von Sturm und Wet-
ter hin und hergeworfen und unter
seiner Trümmer die behagliche
Gestalt.
Dieser Vorstellung hellten die auf
das keuchende angespannten Nerven
nicht mehr Stand. Gertruds Augen
schlossen sich. Tiefe Bewußtlosig-
keit umhüllte ihre Sinne.
Als Gertrud wieder zu sich kam,
war es draußen heller lichter Tag
und die Sonne strahlte.
Ihr erstes Empfinden war innige
Dankbarkeit.
Doch dann erinnerte sie sich der
Schrecken dieser Nacht und all ihr
Mut sank.
Was würden die nächsten Stunden
bringen?
Sie heidete sich vollständig an,
doch in ihrem Innern war sie noch
verloren. Bei jedem Schritt, der sie
auf der Treppe hören ließ, lauschte
sie mit verhaltenem Atem hinaus,
ob es der Depeschenbote mit einer
Notiz sei.
— Immer derselbe. „Ken-
nen Sie Schillers „Toll“, Herr Ver-
nant?“
„Ach, ist das nicht das Bild, in
welchem Jüllisten Gut und Stang
respektieren sollen?“
— Gedankenflüster. Eine
weife Jugend ist ein ebenso wider-
licher Anblick, wie ein sch übermütig
gedröhendes Alter.

Wie es kommen mußte, so
kam es ja doch.
Und festkom, mit dem nächsten
Straten und der Furcht schwand auch
ihre Opferwilligkeit.
„Es wäre unflug, ihm zehn Mark
zu schenken“, dachte sie, „was sollte
er von mir denken! Möglicherweise
gibt er mir dann weniger Wirt-
schaftsgeld. Ich werde mit ihm tei-
len. Fünf Mark behalte ich, für drei
Mark besorge ich ihm eine gute Zi-
garre, wie er sie liebt, und zwei Mark
verwende ich mit zum Mittagessen.“
Als Gertrud sich zu diesem Kom-
promiß entschlossen, fühlte sie sich
sehr erleichtert und war über ihre
eigene Güterzügigkeit gerührt.
Sie kaufte ein und schmornte ein
richtiges Festtagsessen zu.
Ihr Herz klopfte wohl unruhig,
doch die Hoffnung beschwängte es.
Alle fünf Minuten lief sie zur
Korridorür und lauschte hinaus,
und als sie endlich die wohlbelan-
ten, ach, so geliebten Schritte ver-
nahm, da öffnete sie selbst, und ein
Dankgebet stieg zum Himmel empor.
„Ich habe dich wieder, ich habe dich
wieder!“ stammelte sie, und diese Töne
verrietem dem Manne alle ihre
Liebe.
„Den Preis gewonnen, Trübsen,
hurrah! In einer einzigen Nacht
Gut und Ehre erworben, ein neues
Leben beginnt!“
Das Unwetter hatte nur über der
Hauptstadt gestanden. Ungefährdet,
beim Mond- und Sternenschein tonnte
Alfred mit seinem Luftschiff die
fernen Höhen durchqueren.
Als sein Weibchen ihm mit ver-
schämtem Lächeln die Zigarren prä-
sentierte, und ihm mit dem Festmah-
überreichte, kannte sein Blick kaum
Grenzen.
Von dem, was Gertrud, während
der Nacht um ihren Mann gelitten,
sprach sie nur sehr oberflächlich, aber
sie wurde hingebender, selbstloser,
denn sie wußte ja, solcher Schreden-
stunden, wo das Schicksal sie zwang,
Einfuhr zu halten, standen ihr, der
Gattin des Luftschiffers, noch viele
Jahre.
Die Kompanie Tiroler Schützen
in 2. Bataillon des Lützowischen
Freikorps hatte nach Abschluß des
ersten Pariser Friedens, welcher die
Aufscheidung des Freikorps (bez. die
Bildung des 25. Infanterie-, des 9.
Jäger- und 6. Infanterie-Regiments
aus dessen Mannschaften) zur Folge
hatte, ihre Entlassung aus dem preu-
ßischen Heeresverbande beantragt.
Das Gesuch wurde in Worten
ehrendster Anerkennung der Tapferkeit
der Tiroler, welche größtenteils
schon unter Hofer gekämpft hatten,
genehmigt; von den 126 Eisernen
Kreuzen, welche den Lützowern ver-
liehen wurden, bekamen die Tiroler
10. Hauptmann Riedl und Leut-
nant Ennenhofer führten die Kom-
panie nach Berlin; ein Teil lehrte
in die heimischen Berge zurück, ein
anderer blieb in Preußen und siedelte
sich hier an.
Auch Hauptmann Riedl rüstete sich
zur Heimkehr. Kurz vor dem Auf-
brüche sah er mit einer Anzahl von
Offizieren beim Abschiedsmahl; auch
Blücher, der den jungen Tiroler gern
hatte, war gegenwärtig. „Vater
Blücher, gib mir ein Andenken mit
und wenn's ein Fegen von Deinem
Jantler wäre!“ bat Riedl den Feld-
marschall, und in fröhlicher Weilaune
griff Blücher nach seinem Hut-
sternatilla und reichte das „Jantler“
mit dem darauf besetzten Stern
zum Schwarzen Adlerorden dem Ti-
roler als Andenken hinüber.
Der Atilla wurde als kostbare Er-
innerung mit nach Tirol genommen,
wo sich Riedl erst in Jügen (im Jil-
tertal), dann in Schwarz niederließ.
Nach einigen Jahren aber ging er,
verantwortet durch seine evangelische
Frau (eine Tochter des Staatsseil-
meisters v. Bernard in Berlin), wie-
der nach Preußen zurück. Der Atilla
Blücher aber samt Ordensstern
blieb in Jügen, wo Verwandte
Niedls wohnten. Hier wurde er als
kostbare Reliquie in der Kirche auf-
gehängt und angekauft. Später
nahm ihn Sebastian, ein Bruder Ja-
kob Niedls, an sich; — dann kamen
die Engländer und andere Fremde
und schnitten ein Stück nach dem
andern vom Jantler ab, aber den
Orden habe ich nicht hergegeben.“
Im Jahre 1893 kam ein Onkel des
Hauptmanns Riedl ins Jiltertal,
und ihm wurde Blüchers Ordens-
stern — derselbe, den er seit wäh-
rend der Feldzüge auf der Brust ge-
tragen —, sowie die 14 verbliebenen
Knöpfe des Atillas übergeben. So
blieb der Stern wieder nach Berlin
zurück und wird als wertvolles Er-
innerungszeichen in Niedls Familie
noch heute aufbewahrt.
— Immer derselbe. „Ken-
nen Sie Schillers „Toll“, Herr Ver-
nant?“
„Ach, ist das nicht das Bild, in
welchem Jüllisten Gut und Stang
respektieren sollen?“
— Gedankenflüster. Eine
weife Jugend ist ein ebenso wider-
licher Anblick, wie ein sch übermütig
gedröhendes Alter.

Tagebuchblätter.

Von Bilde Reinecke.
3. Januar 19... Berlin W.
... Gelacht habe ich, wenn man
mir von Liebe auf den ersten Blick
erzählt hat, gelacht! Und nun... ich
bin so verfallen geworden.
Am gestrigen Abend im Klub war
Lanz. Es waren viele Freunde einge-
führt worden, denen man referiert
gegenüberstand, die sich auffällig be-
mühten, warm zu werden und sich be-
liebiger zu machen.
Ich habe viel gelacht. Die Köpfe
drehten sich nach mir. Vielleicht
machte es mein Kleid. „Eine Melodie
in Samt!“ sagte eine kleine, blonde
Malerin, und ihre Augen funkelten
vor Entzücken. „Der Samt schwarz,
der Pelz schwarz. Vermirrend süß
steht ihr Hals aus dem spitzen, tie-
fen Pelzausschnitt.“
Vielleicht dachte der dasselbe, der da
am Nebentisch saß und mich betrach-
tete. Ich konnte nicht umhin, ich
mußte ihn ansehen...
Etwas sonderbar Verträumtes,
Verschlissenes fesselte mich in seinem
Gesicht. Es war alles so dunkel darin.
Das Haar, der Teint, die Augen, der
englische Schnurrbart... es war alles
so buntel, so ausgeprägt.
Immer, wenn ich tanzte, habe ich
ihn heimlich angesehen, und ich sah,
daß er mich, nur mich sah...
Schließlich ärgerte ich mich, warum
er nicht und fordert mich auf?
Warum bleibt er sitzen und quält mich
mit seinen Augen, deren Streicheln ich
fühle, deren Stareheit mich beengt?
Und gelacht habe ich da und ihm
den Rücken gedreht und das Feuer,
das da und dort für mich aufleuchtete,
geschürt mit verheißenden Augen und
zögernden Blicken...
Dann wieder ein Walzer. Ich liebe
so sehr die ersten, wilden Zogenstriche,
das erste Hinausjauchzen, das ins
Blut klingt. Bei dem die Füßchen sich
ungeduldig heben und zuden und der
Mund leise die Melodien mitflimmert.
Diesmal aber, bei diesem Walzer,
blieb ich wie verstummt. Denn der
Referendar Kahl verbeugte sich vor
mir, und ach, einige Sekunden zu spät
— der Fremde.
Ich habe atemlang geögert, wen
von den beiden... dann legte die gute
Sitte, und ich tat, was ich tun muß-
te, ich folgte dem Kahl zum Tanze.
Der freundliche Kahl! Der liebe
Kahl! Niemals habe ich einen Men-
schen inbrünstiger vermüßelt als die-
sen Unschuldbigen. Und niemals hat
wohl einer größere Ruhigen gemacht
als dieser nette Junge, der bemerken
mußte, wie eine sonst so temperamen-
tliche, junge Dame stockstill geworden
war... still... verstummt...
Denn ich war so erregt, so er-
schrocken. Mir war, als stände mein
Schicksal vor mir, und ich bebte fast
bei dem Gedanken, daß ich nachher
mit ihm tanzen würde, und wünschte
es brennend sehnüchtig: herbei...
Ihm aber fiel es nicht ein, noch-
mals zu kommen und mich aufzufor-
dern. Er sah wieder da wie vorher,
und mir war es, als läge Ironie auf
seinem Gesicht.
Um mich schloß es sich wie ein
Ring, meine Verzeher. Sie langweil-
ten mich so. Der Mann, der da ab-
seits dem allen zusah, der war es,
mit dem ich sein wollte...
Als ich mit den Eltern heimging,
ging er auch. Er jog sich in der Gar-
derobe an, wie ich meinen Mantel um
mich zog. Er ging mit uns die Trepp-
e hinab, er hielt uns die Tür auf,
grüßte mich, sah mich nur an und
ging rechts die Straße hinab, scharf
und schnell, während wir nach links
umbogen.
Das war das Ende.
Drei Tage sind seitdem vorüber.
Und ich werde seinen Anblick nicht
los. Und möchte wissen, wer das war.
Keiner weiß was. Ich frage auch
nicht mehr, es förmlich auffassen...
12. Januar.
Ich werde nicht von ihm frei. Ich
muß an ihn denken. Dabei verrenne
ich mich in eine Leidenschaft, die ge-
fährlich aussieht.
Wehe ich auf der Straße, denke ich,
er muß jetzt daher kommen, gerade
geht. Und male mir aus, was ich für
eine Mene machen werde. Hochmütig
und gleichgültig. Am besten gar nicht
sehen, nicht sehen, nicht sehen...
Und aus Jortz nahm ich eine Be-
gleitung an von einem, der mich an-
sprach. Ich wollte eine Ablenkung,
ich brauchte eine Ablenkung.
Männer, die von der Liebe loskom-
men wollen, stürzen sich in Kauf-
und Tollheit.
Ich wollte es nicht ganz so schlimm
machen, aber konnte man wissen, was
aus dieser Straßenbahnkassenschloß
wurde?
Dadurch, daß ich mich für zu gut
hielt, um auf diesem Wege Erfolge
aufzuweisen, hatte ich eine solche Be-
kanntheit für entwürdigend gehal-
ten.
In diesem Moment wollte ich mich
entwürdigend, wollte ich lasterhaft sein,
um zu vergehen. Das Objekt jedoch
war noch nicht lasterhaft genug, denn
es entwürdigte mich.
Wir gingen zwar in ein Café, aber
ich konnte mich wirklich nicht für die
Beschäftigung meines Objektes mens-
lich interessieren. Dabei war es noch
ein Reutnant in Zivil und nichtlich

und so schrecklich plump zudringlich
und albern.
Das ist wohl nicht die richtige Art,
um zu vergehen. Vergehen... liebe
ich denn überhaupt?
Ich weiß nicht, daß mich nichts
mehr interessiert, daß ich nur ihn
sehen und hören will, daß er diesen
Bann von mir nimmt, diese Sehnsucht...
29. Januar.
Ich gehe viel auf Bälle.
Ich tanze und amüsiere mich.
Aber dann... nachher, wenn ich
allein bin... Es ist alles so schal.
Man läßt so viel und nennt es Un-
terhaltung.
Ob einer weiß, daß ich sie durch-
schaue? Es müßte doch manchem un-
behaglich sein. Ueberhaupt, wenn
man plötzlich hinter der Stirn die
Gedanken blendend hell lesen könnte.
Das Gerüst des guten Tones müßte
zusammenbrechen...
Menschlich sehne ich mich fort. Nur
nach einem einzigen Menschen, das
müßte er sein.
Es klingt so schwärmerisch. Aber
es ist nichts weiter als Erkenntnis.
Die Menge, das Fest, die Lust kann
uns keine Werte geben, wenn wir
nicht unser warmes Herz entgegen-
bringen. Es liegt alles in uns; wie
wir die Dinge anfassen. Ich komme
ihnen mit nichts entgegen, denn mei-
ne Liebe wandert und sucht, und da
sie ihrer Gegenstand nicht findet,
tann sie nichts genießen. Es ist alles
freundlos und farblos für mich.
Ich sehne mich so...
29. Januar.
Wäre ich abergläubisch, so sagte ich,
meine Sehnsucht hat ihn zu mir ge-
zogen.
Aber ich bin es nicht. Es ist alles
Zusall.
Höre, du Schweigendes Papier, höre,
du, meine Stimme zittert, wenn ich
es sage: Ich habe ihn gesehen... ich
habe ihn gesehen...
Auf der Straße, abends.
Wir begegneten uns...
Ich habe meinen Kopf nicht hoch
und kalt aufgeregt. Ich habe ihn ge-
seht in namenloser Verwirrung und
bin weitergegangen wie im Traum...
schnell... schnell...
Gestern war das.
Du, sage mir, rede, was wird
weiter geschehen... wieder Tage, Wo-
chen in grauer Eintönigkeit verflie-
hen?
Du, sage, rede... wenn doch die
Zeit nicht so schnelle...
6. Februar.
Heute morgen war er bei Papa.
Der nicht meinetwegen. Ich stand
hinter der Tür und sah ihn und —
lauschte...
So erniedrigt habe ich mich. Das
Spr ganz fest an die Tür gepreßt
und gehört.
Er sprach nur über seine Mienen,
die Papa als Sachverständiger begut-
achten sollte.
Aber Papa lehnte ab. Er war
sehr kurz und der andere so einbring-
lich. Dessen Stimme ist sehr ruhig,
entschieden ruhig.
Als er ging, habe ich ihm nachgese-
hen und bin dann zu Papa hineinge-
gangen und hoffte, er würde etwas
sagen. Und Papa sah finster aus.
Auf meine Frage antwortete er aus-
weichend. Bis er sagte, dieser Por-
tugiese hätte Dinge verlangt, die er nicht
erfüllen könne.
„Portugiese?“ fragte ich.
„Ja... toisfall reich, aber dunkle
Sachen.“ Und dann ausweichend:
„Das verflucht Du nicht.“
Ich schwieg und war ganz kalt.
Und wieder Papa: „Hast Du Dich
entschlossen, Thielen zu heiraten? Er
wartet auf Antwort.“
„Ja“, sagte ich, und ich hörte mich
aus weiter Ferne, „er soll noch ein
wenig warten.“
„Bis übermorgen.“ sprach Papa
streng, dann entscheide Dich. Nun
geh!“
Und ich ging...
Thielen geht mir wieder durch den
Kopf. Alle sagen, das wäre ein Glück.
Ich sage, es ist ein Unglück.
Ich möchte den Fremden sehen.
Von diesem Mann gefügt zu werden!
Thielen... mir ist bang.
Ich kann nicht mehr abwarten...
7. Februar.
Ich habe Mamas Reden nachgese-
hen und bin auf die Eisenbahn gegan-
gen.
Rutz davor traf ich den Portugie-
sen.
Er trat sofort auf mich zu, sprach
mit mir. Ich war unbeholfen und
jagabst wie ein Kind.
Natürlich ließ ich nicht auf dem
Bis, sondern ging mit ihm durch den
Vergangen.
„Worum waren Sie so unfreund-
lich zu mir?“ fragte er.
„Wann denn?“ sagte ich zurückden-
kend. „Nun, im Klub. Sie wurden fin-
ster, wenn Sie mich sahen, und dreh-
ten mir den Rücken.“
„Ich lachte bestreit, fast neidend.“
„Aber, hören Sie mal, warum
forderten Sie mich dran nicht noch
einmal zum Tanz auf?“
„Weil ich nicht wollte.“
„Weil Sie eigenhändig sind.“
„O nein, ich fand, Sie zu sehen
war genug.“

„Sind Sie Künstler?“
„Nur im Besonderen... Ich habe
mein Haus voll von Kunststücken.“
„Sind Sie verheiratet?“ erkundete
es mir so ungeflücht, daß er mich auf-
merksam ansah.
„Ja“, sagte er zögernd, und seufzte.
„Ja... es ist eine trübe Geschichte.“
Neugierig war ich da, grauam
neugierig.
„Warum lassen Sie sich nicht schei-
den?“
„Sie hat das Kind, das ich liebe
... und dann die Mimen.“
Und ich bohrte tiefer in. Seine
Gram, der mir selbst weh tat...
„Die Mimen“, sagte ich verächtlich
und dachte an Papas Worte von den
dunklen Geschichten. „Mein Gott,
reißen Sie sich doch los, wenn Si-
zugrunde gehen.“
Er schwieg und biß sich nervös auf
die Lippen.
„Früher“, sprach er finster, „wissen
Sie, kann man ein gewisses Quan-
tum Widerstand entgegensetzen, dann
ist es zu Ende. Darüber hinaus geht
es nicht. Man wird müde, müde.“
„Energievoll, feige!“ Und ich war-
tete, daß er auffahren sollte. Aber er
lächelte bloß, überlegen und wissend.
„Wenn Sie mich Energie und Mut
da lehren wollten, wo man liebt.“
„Sie lieben, und dennoch —?“
„Darum bin ich elend. Sie hinter-
geht mich, spielt mit mir, ruiniert
mich, und dennoch, dennoch liebe ich
sie!“
Ich starrte in sein erregtes, dunkles
Gesicht, und es zog mich zu ihm mit
einer schweren süßen Gewalt...
„Kann man da lieben?“ flüsterte
ich, und dann bang, wie ein Gerich-
teter, der sein Todesurteil hört: „Ist
sie... schön?“
Und seine Stimme war so weich,
so erschütternd weich: „Ich sah nie-
mals eine Schöne auf der ganzen
Erde!“
Dann gingen wir still und stumm
nebeneinander, und die große Ent-
täuschung marterte meine Seele. Aber
ich konnte niemand anfragen und nie-
mand verdammen als meine Augen,
die ihn gesehen hatten und liebten,
und mein Herz, das ihn für sich be-
gehrt. Doch mein: Klage wurde nicht
still, sondern laut und heftig.
„Sie wollen ein Mann sein und
lassen sich vernichten?“
„Das verstehen Sie nicht!“
„Doch, wenn ich liebte, ich könnte
mich doch lösen.“
„Das ist nicht wahr! Sie können
es nicht! Sie müssen immer wieder
zurück!“
„Nein — ich könnte doch abtre-
ten.“
„Sie als Weib — vielleicht, und
auch nur dann, wenn Sie verständig
würden.“
„Ja“, murmelte ich, „ja, dann...
daran habe ich noch nicht gedacht...
Verständig... verständig.“
Und ich sah ihn an verwirrt...
Er verstand es vielleicht, denn er
sagte: „Weiben Sie nur hart, wenn
Sie es sind. Liebe ist süß und
furchtbar. Und wenn Sie heiraten,
sehen Sie darauf, daß er Sie liebt.
Es ist rubricier für Ihr Herz. Der sich
lieben läßt, ist immer überlegener und
klarer.“
Ich widersprach nicht. Er hatte
recht. Es war so viel bequemer...
Er brachte mich nach Hause. Es
wurde Abend. In der Haustür küßte
er meine Hand. Und ich vermochte
höflich und formell zu sein.
Und habe nicht gewinkt, als ich in
mein Zimmer kam. Ich war nur
müde und hatte ein Gefühl, als hätte
er mir etwas Wundervolles, Köstli-
ches in tausend Scherben zerbrochen...
10. Februar.
Heute abend kommt Thielen und
wird mein Antwort empfangen.
Ich bin keine große Natur, obwohl
ich es sein möchte. Ich mache es wie
so viele, so sehr viele: ich verhalte
mich einfach.
Ohne große Reigung, ohne große
Wünsche, weil er gerade da ist und
ein gutes Einkommen hat und gut
ausieht und Papa und Mama es für
so vorteilhaft halten.
Und dann, es ist einem selbst pein-
lich, wenn man vor sich selbst ehrlich
ist: weil ich Mitte zwanzig bin, und
weil ich fürchte, daß ich keinen mehr
bekomme...
Meine Freundin, die Malerin,
würde lachen, aber ich möchte lieber
weinen. Sie würde lachen, weil sie
behauptet, ich bekäme jeden Tag ein.
Ich aber möchte weinen, weil mein
Herz mir so weh von der letzten Ent-
täuschung ist, und ich zu matt bin,
um wieder ein hartes, wundervolles
Gesicht zu haben.
Dabei schlüpfte ich unter wie ein
trautes Vogelchen in ein fremdes,
wohliges Nest.
Heute abend weche ich Thielens
Blick, des reichen Thielens Braut.
Er ist alt...
„Wie sagte der Portugiese?“
„Der sich lieben läßt, ist überlege-
ner und klarer!“
„Ich bin mir einseitig klar...“
„Aber ich gebe Jaker meines Be-
traus, könnte ich rechtlich, unverant-
wortlich sein...“
„Weißes, lüdes Papier, laß mich
weinen...“
„Abends muß ich lachen, lachen,
lachen!“